

Robert Prutz in Halle.

(Fortsetzung)

Das Stück ist, was es sein wollte: eine Nachbildung der attischen Komödie des Aristophanes, und zwar eine sehr gelungene. Insbesondere gerecht ihr das zum Vortheil, daß sie von dem freien Aristophanischen Humor weit mehr erfüllt ist, wie die früheren Literatur-Komödien Platen's und die späteren Stücke dieser Art bis auf den Kaiserboten und "Cancan" des Grafen Schrad. Nur was man hat, vermag man zu bieten, und Prutz hatte in der That eine starke humoristische Ader; Platen dagegen war verbittert und brachte es daher nur zu unfreier Ironie. Von Prutzens anspielungsreichem Humor nur ein Beispiel! Obgleich Germania die längst erwartete deutsche Zukunft immer und immer nicht zur Welt bringt, sind doch schon die Pathosgehende der deutschen Fürsten angelangt, denn so ist es ja hübsch, und deutlich ist es, „zu begadeln die Eier, welche man noch nicht gelegt.“ Preußen hat die berüchtigten „zwanzig Bogen“ der Preßordnung als Kleinbeweis, die deutsche Flagge als Nabelbinde, einen Geisterlag, ein Sängerbändchen, den Köhler Dom aus Marzipan als Spielzeug und „ein väterlich anmahnendes Prügelinstrument aus dem berühmten preussischen Strafgesetzbuch“ gelandt; ähnliche Dinge sind von Oesterreich, Baiern zc. angetroffen. — Doch man muß das im Zusammenhang lesen, um der Macht des Humors und der Pointe recht inne zu werden).

Es ist nicht zu verwundern, daß auf diesen großen Ausfall ein würdiger Gegeniech erfolgte, und nicht lange ließ dieser auf sich warten. Am Antrag des Oberpräsidiums der Provinz Sachsen, datirt vom 16. Dec. 1844, wurde eine gerichtliche Untersuchung, lautend auf Majestätsbeleidigung und Aufregung zur Unzufriedenheit, gegen Prutz eröffnet; ja, es ward sogar ein Stadtarrest über ihn verhängt, der jedoch auf Vernehmung des Halle'schen Oberbürgermeisters Vertraut zurückgezogen wurde. —

In dem Verhör leitete Prutz auf das Recht der Berichtigung vorläufig Verzicht, und die Sache nahm nun ihren Fortgang und schien keine Veranlassung zu einer besonderen Sorge oder gar zur Zurück zu bieten. Aber die bösen Folgen des anhängigen Kriminalprozesses blieben nicht aus. Ein politisch Angelegter war in den Augen der Beobachter schon vor dem Urtheilspruch ein Verurtheilter, — verurtheilt wenigstens zu allerlei beschränkenden, hemmenden, verbietenden Maßregelungen; das erfuhr nun Prutz an sich selbst.

Er wollte von Halle nach Berlin übersiedeln; aber man gab ihm zu verstehen, daß sein „Aufenthaltsgebot“ als das eines politisch Angelegten wohl keine Folge haben würde. Er reichte rasch nacheinander zwei Tragödien bei der Hofbühne in Berlin ein: den schon 1835 geschriebenen und seitdem mehrfach um- und überarbeiteten „Moritz von Sachsen“ und den erst im Herbst 1844 verfaßten „Erich XIV.“, der später unter dem Titel „Erich der Bärenerkönig“ gedruckt wurde. Das erste Stück wurde am 19. August 1844 unter lautem Beifall des Publikums aufgeführt und dann — verboten; wegen des „Erich“ schrieb man ihm und wiederholte es in verschiedenen Anstalten, von allem Lebigen abgesehen, könne schon ob des schwebenden Prozesses auf Majestätsbeleidigung kein Stück von ihm über die Hofbühne gehen. Von andern Theatern Deutschlands waren die Dramen und noch ein drittes „Carl von Bourbon“ ohne Anstand zur Darstellung gebracht; aber nun machte sich der Einfluß der „Anhängigkeit“ des Dichters geltend: die Leiter der preussischen Stadttheater fürchteten, „Maßregelungen“, die der außerpreussischen Hoftheater nahmen „Rückfichten“, und der Dichter kam nicht nur um den besten Erfolg, sondern auch um den materiellen, dessen er doch so sehr bedurfte.

Unter diesen Umständen genöthigt, an anderen Erwerb zu denken, suchte Prutz im August 1845 die Erlaubniß nach, in Berlin literaturgeschichtliche Vorlesungen zu halten. Dem Polizeipräsidenten von Fittlamer, dem er seine Angelegenheit persönlich vortrug, zuerst schriftlich abgab, fand er diesen, nachdem es ihm gelungen war, den Minister des Innern von Nobelschwinglich für seine Sache zu gewinnen, wohlwollend und freundlich entgegenkommend. Durch das Zureden dieses Mannes ließ er sich endlich bestimmen, ein Gehalt und Niederlegung des beim Appellationsgericht in Naumburg schwebenden Prozesses beim König einzuziehen. Sie freimüthiger, sachlicher und geistreicher Weise verlangte der Dichter in seiner Eingabe, er möge als „unwillkürliches Organ seiner Zeit“ beurtheilt und sein Werk wolle nach der Reife der Meinung und dem Adel des Strebens gewürdigt werden. Er wies auch auf die Gehaltlosigkeit tendenziöser Prozesse hin.

Friedrich Wilhelm IV., der gestuulene, geschmackvolle König, hatte nur vorher die Rücksichtigung, in der Prutz ein Meisterwerk geschaffen, für die Gegenwart gleichsam legitim gemacht, indem er die „Froße“ des Aristophanes in deut-

*) Die politische „Bogensätze“ von Prutz, die Besten- zung des Werks eines zeit- und literaturgeschichtlichen Dokuments bezieht, ist eine der besten Kritiken der neueren Literatur: für diesen Artikel finden ein Exemplar des Herrn W. v. v. Wolff'sche Verlagsbuchhandlung in Halle benutzt werden.

licher Uebersetzung in Berlin hatte aufführen lassen. Seine hatte ihn deshalb im „Wintermärchen“ gelobt, aber hinzugefügt, dem wirklichen Aristophanes würde es in Preußen schlecht gehen. „Wir würden ihn bald begleitet sein mit Chören von Gedarmen.“ Er hatte dann den König gemahnt: „Die todtten Dichter, verahre sie nur, doch schone, die da leben.“ Seine hatte sein Gedicht in der ersten Hälfte des Jahres 1844 geschrieben, und ehe das Jahr zu Ende ging, war der „wirkl. Aristophanes“ angeklagt. Friedrich Wilhelm ward eine widerprüchvolle Natur: er fühlte sich von Annehmlichkeit und Reicherei angezogen und von Freiheit und Freimuth verlehrt. Endlich entschloß er sich, die Bitte des Dichters zu erfüllen. Der Prozess wurde niederge- schlagen, am 15. Jan. 1846, und gleich darauf erhielt Prutz auch die Erlaubniß, im laufenden Winter in Berlin jene Vorlesungen zu halten.

Prutz hielt nun unter mächtigem Zulauf in Berlin seine Vorträge, wiederholte sie mit Erlaubniß des Oberpräsi- denten von Pommeren in Stettin und ließ sie unter dem Titel „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters“ im Jahre 1847 bei Dunter und Humblot drucken. Darauf erhielt er die Erlaubniß, acht Vorträge „über die Literatur der Gegenwart“ zu halten, und begann dieselben am 15. Jan. 47 vor einer zahlreichen Versammlung, um sie am 20. Jan. v. eröfnet zu sehen. Da eine Unmittel- eingabe hatte die Wirkung, daß ihm erklärt wurde, er solle überhaupt zu öffentlichen Vorlesungen nicht wieder zuge- lassen werden. Dem Dichter wurde offiziell angedeutet, er habe sein protokollarisches Versprechen, „sich jedes Ueber- griffes in die Politik zu enthalten“ nicht erfüllt und „Der König erhielt die Erlaubniß bald zu schimpfen und zu weheln.“

Die ganze reaktionäre Prementenstimme in die wahr- heitswidrige Beschuldigung unter den üblichen Schmäh- ungen ein. Da appellirte Prutz in gerechtem Zorn an die Öffentlichkeit; er schrieb einen 82 Druckseiten langen atemmäßigen Bericht über den ganzen Vorgang und ließ ihn zugleich mit seinen verbotenen „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart“, als Vorwort zu der- selben in Leipzig bei Gustav Meyer drucken. Mit Recht fragt er in diesem Vorwort unter Anderem, ob seine Vor- träge auch dann verboten sein würden, wenn er in der Weise in die Politik übergriffen hätte, daß er die da- maligen preussischen Zustände für musterhaft, Herrn Eich- horn für einen ausgezeichneten Minister und die Prüg- lstrafe für einen bedauerlichen Akt der Staatsweisheit erklärt hätte?

Oben desselben Jahres ging Prutz, Halle verlassen, als Dramaturg an das in Hamburg neu organisirte Stadttheater. Voll freudiger Hoffnung trat der Dichter, welcher um eben diese Zeit seine gesammelten dramatischen Werke, mit Ausnahme der „Politischen Wochenstube“ her- ausgab in vier Bänden (bei F. J. Weber in Leipzig, 1847—49), in eine Stellung ein, welche ihn sozulagen zum Nachfolger Vesting's machte, aber wie Vesting sah er sich bald enttäuscht. Er scheiterte an der direktorialen Rich- tung, welche den Geldverehr obenanstellte, während er in der Praxis wie auch schriftstellerisch in den „dramaturgi- schen Blättern“ durchaus die ideale Richtung verfolgte. Die Wirklichkeit gab seinen Gegnern insofern recht, als es allerdings auch an einem „idealen Publikum“ fehlte, einem idealen Theaterpublikum. Deshalb gelangte auch sein Lust- spiel „Nach Leiden Lust“, ein Stück von literarischen und politischem Gehalt, voll Leben und Saune, nicht zur Ver- körperung auf der Bühne.

Unter den ersten Dramen des Dichters ist das schon erwähnte Trauerspiel „Erich der Bärenkönig“ das reifste und beste. Dies Drama, welches in den Worten Erich's: „In Sünde lamm die Freiheit nicht gebelien“, seinen Grund- gedanken ausdrückt, ist frei von jeder willkürlichen tages- politischen Tendenz. Es ist überhaupt nicht wahr, was man in verschiedenen landläufigen Büchern lesen kann, daß Prutz in allen seinen historischen Dramen die Geschichte zu Gunsten der Tagespolitik schärfste habe. Nur im „Moritz von Sachsen“, seinem frühesten historischen Stücke, das zwischen 1842 und 1850 sehr oft und stets mit Beifall über die Bretter ging, hat er die erste Würde der Tragödie in jener Weise verlehrt. Das hat er rasch eingesehen, dann offen eingestanden (man lese nur seine Einleitung zum „Moritz“ in dem Druck der „Dramatischen Werke“), und in jenen Fehler ist er niemals wieder ver- fallen. Wo er im „Erich“ und im „Carl von Bour- bon“ der Geschichte nicht treu blieb, da verlehrt er die historische Wahrheit nicht zu Gunsten der Tagespolitik, sondern er reinigte und klärte sie zum Zweck konsequenter Darstellung einer dichterischen Idee im Dienste einer rein künstlerischen, einer poetischen Wirkung; und das zu thun, wo die Geschichte nicht geradezu vorgebildet hat, das eben ist die Aufgabe dessen, der historische Stoffe dramatisch behandelt, falls er auf den Namen eines Dichters An- spruch erhebt.

Nach in demselben Jahre, in welchem Prutz nach Ham- burg gegangen war, gab er seine dortige Stellung wieder auf und siedelte nach Dresden über, wo er 1848 nach Ausbruch der Februar-Revolution Vorträge über die neuen- stei- terische Zeitgeschichte hielt. Nach der Katastrophe vom März wandte er sich wieder nach Berlin. Hier ward er ein eben- so angelegenes wie thätiges Mitglied des konstitu-

tionellen Klubs, erkannte jedoch bald die politische Unreife- heit der ganzen Partei und zog sich deshalb im Novem- ber 1848 nach seiner Vaterstadt Stettin zurück, von wo er im März 1849 den dritten Band seiner Gedichte in die Welt schickte.

Derselbe führt, was hier abermals zur Berichtigung land- läufiger Irrthümer, die sich durch gewissenlose Buchmacherel fortzupflanzen pflegen, besonders hervorgehoben sein soll, den Titel: „Neue Gedichte von Robert Prutz“, und ist 1849 bei F. F. Grobe in Mannheim erschienen.

Dem Charakter jener traurigen Zeit des Niederganges der deutschen Bewegung entsprechend atmet das Buch eine Verflimmung, welche der Dichter durch Satire und Humor zu belegen sucht. Am besten gelingt ihm das, wo er eine häßlich-gerichte Form gewährt, z. B.:
O Benede, o Benede,
Da wird mir ja ganz weß dabei!
Dein Herz ist gut, dein Wille treu,
Dein Hulen atmet froh und frei:
Doch ach, Du guter Benede,
Da ist so viele Schwärmerel
Und Nebel und Schwebel
Und alle Durcheinanderel
Und so viel leeres Strich habel;
Die Henne macht so viel Geheul,
Und gar so winzig ist das Ei;
Das Fleisch so kurz, so lang der Drei: —
Dum, lieber guter Benede,
Dum tritt ich dich hier frank und frei,
Es ist ja keine Karreisel,
Dum ist auch wie ein Mann dabei
Und lag die viele Schwärmerel,
Die Nebel, die Schwebel,
Die alle Durcheinanderel,
Und dies und das und mancherlei:
Sontt wirklich, guter Benede,
Sontt wird uns wirklich weß dabei!

Das ist das 22. Stück aus dem Cylind: „Neu spa- nische Romane“, nämlich von Einem, dem Verthei- bener heututage spanisch vorkommt, einer gegen das Frankfurter Parlament gerichteten Satire.

Prutz glaubte mit dem Anschlagen eines solchen doch etwas bequemen Tones einen Fortschritt gemacht zu haben, ist aber später zu besserer Einsicht gelangt. Er hat die große Mehrzahl solcher Stücke ausgeschrieben, als er 1857 die „Berte verbesserte und vermehrte Auflage“ seiner „Gedichte“ (Leipzig, F. J. Weber) herausgab, die den gestrichenen und geliebten Bestand der drei ersten Ge- dicht- bände enthält.

(Schluß folgt.)

Frauen-Sports.

Von Ferd. Gros (Eulbester Frei).

So lange die Welt steht, gab es für den Mann bezüg- lich einer jeden Thätigkeit, welche er sich selbst gewöhnt oder welche ihm die Verhältnisse aufgeschoben, keinen emigrieren Helfer, keinen bereitwilligeren Theilnehmer als die Frau. Aber auch lernen größeren und entscheideneren Nivalen. Man braucht das heute nicht mehr im Einzelnen zu be- weisen; im Jahrhundert der Frauen- Emanzipation kennt Jedermann die Gefahren, welche dem Herrn der Schöpfung möglichenfalls vom zarten Geschlecht bevorzugen. Es giebt thätiglich keinen Beruf, keine Wissenschaft, wo der Mann nicht die Konkurrenz des Weibes zu fürchten hätte. In diesem Uebel existirt aber ein Trost: es giebt auch keine Dummheit, bei welcher nicht die bessere Hälfte ihrem eigen- lichen Herrn und Gebieter die Karrenpasse vom Kopf reißen möchte, um sich selber mit dieser sehr zweifelhaften Trophäe zu schmücken.

Ganz allgemein aufgefaßt, wird der Sport von den Frauen heute mindestens ebenso gepflegt wie von den Män- nern. Wenn man nämlich unter demselben eine beliebige Beschäftigung versteht, welche weniger des Erwerbs als des Zeitvertreibs wegen den Menschen andauernd und al- lein beschäftigt. Die Geschichte hat nun allerdings wieder- holt Beispiele geboten, welche darthun, daß die Frau dem Manne seine Tapferkeit mißgönnt und gleichfalls Proben von derselben ablegte. Aber selbst das Vorrecht, die etwa besteckte Ehre im Zweikampf zu reinigen, wollte sie ihm nicht lassen. Die „Gazetta d'Italia“, ein ernsthaftes Journal, meldete kürzlich, daß im Bosco vor dem Thore San Se- bastiano in Rom zwischen einer Contessa und einer Mar- chesa, also Damen der höchsten Gesellschaft, die aufsehende- jung und schön sein sollen, ein Pistolenduell stattgefunden habe. Beim ersten Gange empfing die Contessa eine leichte Verwundung an der Schulter, und obwohl das Blut ihren Arm überströmte, bestand sie darauf, das Duell fortzusetzen. Beim zweiten Gange hatte sie denn auch das „Glück“, die Marchesa tüchtig an der Stirn zu verwunden. Die Gegnerinnen bewiesen ebensoviel Kaltblütigkeit wie Energie. — Uebrigens ist diese Erscheinung, daß Frauen aus dem Duell gewissermaßen einen Sport machen, keineswegs neueren Datums. Im Jahre 1617 kam ein junger bildhübscher Mann in den Palaß des Bischofs von Mexiko und bat um ein Duell. Er gab an, fährlich im spanischen Meere zu sein, wo er, in Ehrenhändel verwickelt, seinen Gegner im Zweikampf getödtet habe. Aus Furcht vor den über- ans strengen Duellgesetzen habe er sich geflüchtet. Das Betragen des jungen Mannes, die Vornehmheit seines Wesens wie seiner Erscheinung ließen diese Angaben glaub-

würdig erscheinen. Der Bischof versprach ihm seinen Schutz und stellte ihm sogar die kirchliche Verzeihung für die von ihm begangene rasche That in Aussicht. Aber es zeigte sich sehr bald, daß der Fremde, dessen Kaufsobjekt in kürzester Zeit deutlich zum Vorschein kam, auch sonst manches Räthsel in sich schloß. Der Bischof, darauf aufmerksam gemacht, befohl, ihn scharf im Auge zu behalten. Da stellte sich denn heraus, daß sein Schützling überhaupt kein Mann sei, sondern eine — Nonne. Sie war, nachdem sie durch ihre männlichen Eigenschaften in dem Kloster, wo sie untergebracht gewesen, die tollste Verwirrung angerichtet, aus demselben entflohen und hatte es auch bis zum Führer gebracht. Aber ihre Sucht, sich im Zweikampf zu messen, und die gefährliche Fertigkeit darin richteten so viel Unheil an, daß die Volkswirth sie zwang, das Land zu verlassen. Der Bischof steckte sie wieder in ein Kloster. Aber der Papst, an welchen sich Donna Catalina de Trauso, so lautete der vornehme Name des jungen Nonnen-Führers, darauf wandte, gestattete ihr, die männliche Rolle weiter zu spielen. Sie hat in derselben noch manches tolle, blutige Abenteuer bestanden. Harnloser allerdings sind andere Sports, denen sich die Wohlhabenden des hohen Geschlechts über z. B. mit großer Beharrlichkeit das Rudern, und zwar vor Wien auszuüben, den Tummelplatz für diese neue Geschicklichkeit der Töchter Ewas zu bilden. Im Mai 1885 fand in den Donau-Fluten unweit des herrlichen Schweschat eine kleine Amateur-Regatta statt, bei welcher drei oder vier outrigger-Boote um den Siegespreis rangen. Man rühmte die außerordentliche Muskelstärke und Geschicklichkeit der Damen, welche daran theilhaftig waren. Freilich war die Anzahl derer, welche das Rudern führten, noch immer sehr beschränkt; und Wien ist schwerlich auch der Ort, auf welchem sich ein Sport bei einem großen Theile der Damenwelt bilden dürfte. Dafür giebt es in New-York zweiundzwanzig Regattaklubs, in welchen die vornehme Damenwelt der nordamerikanischen Metropole diesen Sport pflegt. Da man sich in Kleidung und Bewegung bei dieser immerhin anstrengenden Thätigkeit ein wenig gehen ließ, fand sich die sonst in jener Stadt sehr baldige Posee verlangt, dem starken Geschlecht, welchem der Zutritt als Gästen gestattet war, denselben künftighin zu verweigern. Die sportlichen Damen dürfen jetzt also nur noch mit Ausschluß der Desfentlichkeit „Alle Reime“ schieben.

Nicht immer ist es leicht, einen Unterschied zwischen Sport und eigentlicher Beschäftigung zu machen. Die Frauen vor Allen verwischen ihn gern; sie werden sich mit allen Kräften bewußt, daß sie Gefallen am Sport finden und bemühen sich, die Welt glauben zu machen, daß solcher Zeitvertrieb ein Beruf, eine Lebensaufgabe sei, welche mit einem allgemeinen Nutzen verknüpft ist. Aber die Ansicht, den Mann zu verdrängen oder eine gewisse Ueberlegenheit im Vergleiche zu ihm zu betonen, ist es doch mindestens, wodurch sich die Frau veranlaßt sieht, sich einen Beruf zu wählen, welcher eigentlich ihrem Geschlechte nicht angemessen ist. In England gab es im Jahre 1884 nicht weniger als 347 weibliche Schmeide, die in der That den schweren Hammer schwingen, und 9138 Frauen, welche Nägel für Buchbinderei und 2302 waren Schreinerinnen; Lehrerinnen gab es 123 995, Maschinenarbeiterinnen und Frickgerinnen 7162; die Regierung selbst hatte 3260 Abstreiferinnen angestellt; 1309 waren mit der Porzellantheil beschäftigt. Malen und Schriftstellern ziehen wir dabei gar nicht in Betracht; man hat sich ja längst gewöhnt, die Beschäftigung damit als Berufswege anzusehen, in der die Frau mit dem Manne konkurriren darf. In Amerika geht man von Jahr zu Jahr weiter. Dort hat im Jahre 1883 eine Frau, die Professorin G. Romid, im Staate Ohio, sogar den Bund zweier jungen Leute kirchlich eingeleitet. Daß das Weib in Meetings und Versammlungen Nebenpart und geistliche Vorträge, ist für Amerika längst nichts Neues. Der Gatte hat während der Zeit das Haus zu betorgen und die Kinder einzuschleichen. Willrecht singt er diesen dabei das Lied vor:

Gia poeipa, nun schlalet ihr Klagen,
Die Mutter ist wieder „verlammelt“ gegangen;
Gia, poeipa, o bleibst mir gehnd,
Die Mutter hält Reden, der Vater den — Mund.

Zu einer Künstlerin, — natürlich gleichfalls in Amerika, welche sich kürzlich eine Frau. Auf die Frage, ob sie sich denn auch genügend auf das Denken verleihe, entgegnete sie höflich: „Gewiß! Ich habe ja schon zwei Männer gehabt.“

Ebenso wenig mit Sicherheit läßt sich bei den Beschäftigungen, welche mit einem Studium verknüpft sind, der Nachweis liefern, ob man es hier mit einem Sport zu thun hat oder einem Beruf, zu welchem nicht all in eine wirkliche Begabung vorhanden ist, sondern auch das Streben, der Menschheit einen Nutzen zu erweisen. Uebrigens ist ein solcher Sport bei den Frauen nichts Neues. Wir wissen, daß zu der Zeit, als die Universität in Bologna ihre höchste Blüthe erreicht hatte, dort dieselben nicht allein studierten, sondern auch Lehraufgaben inne hatten. So dozierte im Jahre 1360 die Gubernist Janevreda, 1366 ebenio die Novella dieselbe Disziplin, 1500 Propertina di Rossi Theologie, ebenso die Sironi, und Laura di Rossi sowohl als auch die Manoliti waren noch im 18. Jahrhundert wie auch Professoren der Pythiopie dabeist angestellt. Wie weit man sich Streben um sich greift, das Universitätsstudium zu einem Sport für die Damen zu machen, ist genugsam schon durch die statistischen Thatsachen. Im April 1843 gehörten allein der medizinischen Fakultät zu Paris an: 5 Engländerinnen, 10 Französinen, 9 Russinnen, 5 Amerikanerinnen, 1 Ungarin, 1 Polin, 1 Böhmetin, 1 Indierin. Inzwischen dürfte die Zahl der-

selben erstlich gewachsen sein. Im Oktober 1885 waren in Paris, bekanntlich einer Centralstelle für den Gelehrten-Sport unserer besseren Kisten, 31 Studentinnen eingeschrieben. Früher stellte das Land des Nihilismus und der Dynamitentatere das größte Kontingent, wurde aber neuliches von — Spanien überfögel. Uebrigens haben die interessanten Töchter der Brahmanen es heute nicht mehr nöthig, zu diesem Zwecke nach Europa oder dem Continente zu gehen, da in Kalutta selbst bereits die Hochschule den Frauen geöffnet wurde. So promovierten denn jüngst dort zwei acht arische Damen zu Ärzten, welche den für unser entartetes Ohr wenig wohlklingenden Namen Chandra-muffi und Landambini führen. Einige Nobilinen des Gangeshafes waren über diese Emanzipation ihrer Geschlechtsgenossinnen so entzückt, daß sie im Hundbrotzeln 12000 Pfund Sterling zeichnen für ein Hospital, in welchem die Patienten nur von weiblichen Ärzten behandelt werden dürfen. Auch in Amerika scheint das medizinische Doctorat für die betreffenden Damen sehr einträglich zu sein. Vor einigen Jahren starb in Massachusetts Lydia Pinkham, von welcher sogar ihre Freunde zugaben, daß sie nichts als eine Landaalberin sei. Sie hinterließ in jedem Jahre 18000 Dollars in den unerschöpflichen Reflektoren, nahm aber dafür in derselben Zeit volle 30000 Dollars ein. Bei ihrem Tode hinterließ sie mehrere Millionen, aber es war zweifelhaft, ob sie auch ungenügend hatte. Das Besondere an der schönen Geschlechts mit dem starken in denselben Hörbläslein muß in sich schließen, wie fromme oder sittenreine Eiferer gemeinlich behaupten. In Little Rock — natürlich wiederum in Amerika — wurde ein Student der dortigen Universität mit zwei Dollars bestraft, weil er eine Commilitonin in Abol trotz ihres Widerstandes geliebt. Dazu bemerkt ein genauer Kenner der Studentinnen von Little Rock in der betreffenden Zeit ebenso wenig wie ungalant, daß der betreffende Jüngling seinem heidnämlichen Erbeher viel eher eine Belohnung als eine Strafe hätte eintragen sollen.

Natürlich ist es die Weibin, welche vornehmlich die studierenden Verehrerinnen des schwachen Geschlechts zu ihrem Beruf erwählt. Aber auch die übrigen Disziplinen werden allmählig von ihnen in Beschlag genommen. Daß die Frauen gern in die Politik ihre Hände mischen, ist eine allbekannte Thatsache. Ein Beispiel definierte einmal die diesbezügliche Thätigkeit ebenso humoristisch wie zu treffend: „Der Staat, mit welchem sich die Männer beschäftigen, hat geographische und politische Grenzen, denjenige aber, den die Weiber machen, ist — grenzenlos.“

Zu den merkwürdigsten Sports, welche unsere emanzipationsbedürftigen Damen betreiben, gehört auch die Vortriebe, sich in Männerkleider zu fieden. Es bedurfte der gesetzlichen Regelung, um die Ausschreitungen zu verhindern, welche die Töchter Ewas in diese männliche Gebiet hinstürzen mochten. In Oesterreich und Deutschland kennt dies Verbot keine Ausnahmen, wohl aber in Frankreich, wo unter Umständen die behördliche Erlaubnis ertheilt wird, daß Damen in Pantalons und Frack auf den Boulevards spazieren gehen. Andererseits ist wieder der Abscheu gegen jede Desfentlichkeit eine absonderliche Reizung unserer heutigen Damen. Aber nicht etwa in dem Sinne, daß sie sich in ein Kloster sperren und die Claustr hochachten. Sie wollen vielmehr das Klubwesen der Männer, wie es augenblicklich so beliebt ist, auch zu ihrem Sport erheben. So läßt die Frauenvereinsbühnen im Allgemeinen mehr oder minder darauf hinaus. In München ging man noch einen Schritt weiter; man veranstaltete im jüngsten Frühling einen Maskenball, von welchem das starke Geschlecht absolut ausgeschlossen worden. Alle Versuche desselben, zu einem so absonderlichen Feste Zutritt zu gewinnen, wurden durch die Wachsamkeit der betreffenden Komitee-Damen vereitelt. Wie gut sich die Frauen unter sich annehmen haben, erhellt aus dem Verbot, welches dabei statthat. Man trank nämlich so woder bojuvarisch, daß um Mitternacht bereits kein Tropfen Bier im Lokale vorhanden war. Dabei hatte sich der Besitzer desselben so reichlich verproviantirt, daß er sich vor jeder Verlegenheit geschützt glaubte. Uns Männern muß solche Zerknirschung der Frauen nicht wenig zu denken geben. Im Trinken wenigstens glauben wir ihnen doch noch „über“ zu sein. Aber nach den Erfahrungen, welche jener Ball geboten, ist die Weiblichkeit absolut nicht ausgeschlossen, daß sie sich demnach auch noch in diesem Sport als unsere Weistherinnen zeigen werden.

„Der Eckersföder Spaß.“

Der 5. April 1849, welcher jetzt um gerade 40 Jahre hinter uns liegt, war ein sehr wichtiger Tag in dem damaligen schleswig-holsteinischen Kriege, weil auf ihn das bekannte für die Deutschen siegreich verlaufende Kanonen-Geschick in der Eckersföder Bucht fiel. Gustav Schwetfödel hat das Ereignis in einem längeren, 18 sechszehnjährigen Strophen zählenden Gedichte gefeiert, welches ich hier in ganz kurzem Auszuge folgen will. Das Gedicht selbst, im Volkston gehalten und „Der Eckersföder Spaß“ betitelt, erschien zuerst in Plafatorium zu Frankfurt a. M., wo sich Schwetfödel, damals als Parlamentsmitglied aufhielt, unmittelbar nach Bekanntwerden des Sieges, wurde mehrfach weiter veröffentlicht, 1872 auch in Dittmarschs Sammlung historischer Volkslieder aufgenommen und zuletzt als Anhang zur (neuen) Jubiläumsgabe der Schmidt'schen Novae epist. obscur. viros. (Halle 1878) abgedruckt.

Nach einer kurzen Einleitung beginnt mit der 3. Strophe die eigentliche Erzählung wie folgt:

Fröhlich an einem Donnerstage
An dem fünften Tag April,
Ging gleich einem Weiterläuge
Was die dänische Flotte
Vor der grobe Christian (Schlachtschliff),
Und fünf kleine hinterden.

Der Dänische Admiral Balaban läßt präberitische Drohungen hören: „Gute Luppen-Batterei'n Schieß ich alle kurz und klein.“ aber das „deutsche Reichsgeschick“, acht Stüde unter Jungmann und Kreuz (Kreuzer?), ihm ihre Schuldbiligkeit so wader, daß die Dänen bald in arge Bedrängnis gerathen. „Sieh, drei Dämpfer, arg beschritten, Brechen aus dem Hafen aus, Und die kleine Gebrüger, zieht sich schnellig auch zurück.“ Der Christian VIII. geräth auf den Sand, Balaban muß um zweifelhafte Wasserhüte bitten, und während desselben kommen „Massaus tapire Brummer“ u. A. den Deutschen zu Hilfe und Herzog Ernst von Gottha nimmt als Anführer am Kampfe theil. Die Kanonen begannen aus Neue zu krachen, auch die Grogatte Gefion wird unbrauchbar, indem sie durch ein Schuß in's Steuer erhällt, ja bald heißt es: „Christian und Gefion, Ihr kommt heut nicht mehr davon!“ So geschieht es in der That, denn „Als der Sonne Glanz erlischt“, ist der Kampf entschieden. „Und an Gottha's Herzog gab Balaban den Regen ab.“ Ein furchtbares Nachspiel ergibt das Gefecht dadurch, daß das Linienkrieger Christian VIII. in Brand gereth und mit vielen Menschen in die Luft flog. — Aus dem Ereignissen des Tages zieht der Dichter in Anlehnung an ein geflügeltes Wort von damals die Lehre: „Daß der Hund, so siehet man, Auch den Fisch wohl beißen kann“, und schließt dann:

So, um Deutschlands Weib zu bauen,
Deutsche, haltet fest bereit!
Tapferkeit in Schleswigs Gauen
Und in Frankfurt Einigkeit,
Guten Willen in Berlin,
Ewig wird dann Deutschland blüh'n!

Es mag noch hinzugefügt sein, daß den Deutschen 132 Kanonen und etwa 500 Gefangene in die Hände fielen. Die eroberte Gefion wurde später der preussischen Flotte einverleibt und ihr Gallionsbild, ein Weib Thorwaldens, soll nach einer Zeitungsmeldung jetzt in der Ruhmeshalle zu Berlin aufbewahrt werden. Dasjenige des Christian, 42 Ctr. schwer, kam am 2. Februar 1850 nach Koburg und ward auf der dortigen Feste, im Untergab des des Fürstentums, nebst anderen Siegesgebehen, aufgestellt. Der Regen Balabans war schon früher durch den Meining'schen Major v. Eckhoffen nach Koburg überbracht.

Mannigfaltiges.

„Meine Blumen, keine Blätter.“

Schau allen Dingen auf den Grund,
Insonderheit dem Weibe!
Und niemals nimst du oof den Mund,
Du thust es denn als Fehd.
Gleich weiter lege deinen Fuß,
Es ist ein Mädchen lach;
Sei offen, doch nicht jeden Fuß
Säng' an die große Glocke!

Wilhelm Müller. Amorbach.

Was ich wünschte vor manchem Jahr,
Hat das Leben mir nicht begehrt,
Aber es hat mich dafür gelehrt,
Daß mein Wunsch ein tödlicher war.

Emmanuel Geibel.

„Weißt du mich nicht näher kannte,
Nicht die du mich nicht kannte,
„Knd, am Fiel eines Faches
Hat man öfter schon genug.“

Edmund Dore.

Sogariths.

Kennt du, o Mensch, das Wörtchen mit „a“, das im täglichen Leben
Leben Sterblichen drückt, ist es ein Nüt oder Fröh?
Trag' es mit Muth und Geduld, denn es wendet das launische
Gedächtniß

Daß das Wörtchen mit „a“ dir in ein Wörtchen mit „u“,
Schrift dir für „a“ oder „u“ ein „a“ an die Stelle, so brauch' es
Nur im redlichen Sinn, wie es dem Sprechnamen ziemt.

Charade von Verthold Arnan.

Der Fortuna läßt entweichen
Und an sich vorüberziehen,
Ohne ihr die Hand zu reichen,
Ist als Erste anzulehn.
In der trauten 3. vollen Mitte
Weich ist die 4. ein süßer Pauch, —
Und in Japan ist die Dritte
Eine Münze, im Gebrauch.
Weit und breit kennt man das Ganze,
Daß durch keine Wert' entzückt,
Dessen Name mit dem Glanze
Sollen Rufmes ist geschmückt.

Büchungen aus Nr. 13.

1. Angogariths: Glat. Lan.
2. Silbenarabig: Aler Dante, Oberst. Lam th. Friedrich, Verdi. Wieland. Jodaner. Mariale. Erat. Emil. Fock. Felsch. Edgar. Volian. Decime. Bodlan. Eins. Nürnberg. Rangemacher. Dichter.
3. Carabe: Carapentipe.
4. Anagramm: Caution, Auction.

Correspondenz.

3. Dore, 5. Schmidt. Als richtig, 6. Dore, 6. Strauß in C. 1, 3. richtig. Emil Schmidt, ein Müller, Anna St. 1, 2. richtig. Maxon Parvia in R., Güne. Ziller 1, 3, 4. richtig. Grand. Reue 2. richtig. 3. Ein Anagramm ist widerum die Widmerteles, og der Dichters eines dann als ein neuer Sinn ausgeh. Siehe oben.